Der ungleiche Sohn

und

der gleichartige Enkel.

Eine Erzählung

von

G. H. v. Schubert.

Besonderer Abdruck aus den Jugendblättern XIV.

Stuttgart, 1843.
J. F. Steinkopf'sche Buchhandlung.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Christoph Ehrmann lebte noch in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als ein wohlbegüterter Handelsmann in einer namhaften Stadt des südlichen Deutschlands. Einen großen Theil seines ansehnlichen Vermögens hatte er von seinen Eltern ererbt, denn sein Handelshaus war eines der ältesten in der Stadt; es gehörte zu jenen wenigen glücklichen, in denen sich der Wohlstand der Väter seit länger als anderthalbhundert Jahren ungeschmälert auf Kinder und Enkel und Urenkel bis ins fünfte und sechste Glied fortgeerbt hatte. Vielleicht deßhalb, weil gar kein ungerecht erworbenes Gut in dieser altväterlichen Handelskasse lag, keines, woran der Seufzer eines armen, gedrückten Arbeiters, oder die Thräne einer Wittwe, und mithin ein Fluch haftete, welcher das Haus darnieder reißt, statt es zu bauen.

Und ein solches günstiges Vorurtheil von der Redlichkeit der Väter und Vorväter des Christoph Ehrmann mußte wohl Jeder fassen,

der mit der Geschichte seiner Vaterstadt bekannt war; eine Menge der wohlthätigsten Stiftungen für Schulen, Waisenhäuser, Versorgungs- und Krankenhäuser, welche die Familie Ehrmann, seitdem sie dazu vermögend geworden, in der Stadt, so wie in den Vorstädten gemacht hatte, konnten es bezeugen, daß diese Handelsleute das Gut, welches Gott ihnen anvertraute, gar wohl zum Nutz und Dienst des Nächsten zu verwenden wußten.

Der letzte Besitzer des Hauses, welcher den Familiennamen Ehrmann führte, der schon mehrmals genannte Christoph, zeigte sich in seinem ganzen Thun und Wesen als ein rechter Erbe und Nachkomme solcher Väter. Er war ein Mann, schlicht und recht in seinen Sitten, welcher in den Geboten Gottes wandelte untadelich. Obgleich er durch ein ganz besonderes Glück in seinem Handel, oder, um es besser zu sagen, durch Gottes Segen sein ererbtes Vermögen um ein Vielfaches vermehrt hatte, hielt er dennoch fest an der einfachen, bürgerlichen Hausordnung seiner Väter. Er, so wie seine ihm gleichgesinnte Hausfrau und seine drei

Töchter, giengen im reinlichen anständigen Gewand der wohlhabenden Bürger und Bürgerinnen einher; nur etwa an den kostbaren Brabanter Spitzen oder andern dergleichen nicht stark in die Augen fallenden, werthvollen Dingen konnten die Kenner errathen, daß dieß die Töchter reicher Eltern seyen; von den damaligen Pariser Moden fand in Christoph Ehrmanns Haus keine Zutritt und Nachahmung. Ebenso einfach und, wie sich Viele ausdrückten, altväterisch, sah es auch in der großen, höchst bequem eingerichteten Wohnung des wackern Mannes aus. Statt der Tapeten fand man da die Wände mit uralten, braunen, hölzernen Täfeleien geziert; in derselben Art und von demselben Material waren auch die kunstreich geschnitzten Stühle und der große Familientisch. Auch das, was täglich auf diesen Tisch kam, paßte sich ganz zur übrigen Einrichtung. Es war die reichliche, nahrhafte, dabei aber einfache Kost der Bürgerhäuser; nach der Suppe nur ein schmackhaft bereitetes Gericht, ohne Nachtisch oder Zwischenessen; und selbst wenn Gäste, wie dieß gar oft geschah, mit an diesem

Tische saßen, wurde wenig an der täglichen Ordnung geändert; nur die trefflichen alten Weine, welche dann Herr Ehrmann gern zum Besten gab, und das Gebackene, welches die geschickte Hand der Töchter bereitete, bezeugten es in solchen Fällen, daß heute ein festlicher Tag für die Familie sey.

Was auf diese Weise Herr Christoph Ehrmann und die Seinigen an sich selber sparten, das kam reichlich Andern zu gut. Wie man in so vielen andern Familien beständig auf Stadtneuigkeiten von schlimmer wie guter Art gespannt war und sich gern überall nach Zwischenträgern umsah, welche dergleichen Neuigkeiten ins Haus brachten, so gab auch den Ehrmannschen Eheleuten und ihren Töchtern eine gewisse Art von Stadtneuigkeiten beständigen Stoff zur Unterhaltung, und sie hielten sich sogar ganz eigene Zuträger solcher Nachrichten. Doch war das Neue, nach welchem jene Leute so eifrig forschten und das sie so sehr interessirte, gerade nicht nach Jedermanns Geschmack; es betraf die Noth der Hülfsbedürftigen und der armen Kranken der Stadt, die Thränen, welche die

Wittwe weinte, den Jammer der Waisen, den Mangel des Fremdlings. Obgleich die meisten Wohlthaten, welche die Ehrmannschen ausübten, einen so stillen, verborgenen Weg nahmen, daß sie nur Gott bekannt geworden sind, wußten es dennoch alle Bewohner der Stadt, wie so manche Wittwen und Waisen aus diesem Hause gespeist und bekleidet, so mancher talentvolle Knabe und Jüngling zur Schule und Lehre gehalten, redliche Anfänger oder schuldlos in Noth Gerathene auf's Kräftigste unterstützt wurden. Nur die Faullenzer und Schlemmer, welche Gottes wie der Menschen Wohlthaten blos dazu anwenden, sich in ihren Lastern zu bestärken, fanden sich in ihren Erwartungen getäuscht, wenn sie Ansprüche auf die allgemein bekannte Wohlthätigkeit des Hauses machten; sie erhielten nur das Almosen der gemeinen Bettler. Wohl aber bot ihnen Herr Ehrmann jederzeit eine angemessene Beschäftigung und Lohn für diese an; auch geschah es mehrere Male, daß er fremden Landstreichern in der Absicht eine besondere Vergünstigung gewährte, daß sie ihm die Kinder, welche in

ihrer Gesellschaft waren, zur weiteren Versorgung und christlichen Auferziehung überließen. Ein oder etliche Male war es bei solcher Gelegenheit geschehen, daß Kinder, welche man ihren Eltern geraubt hatte, aus den bösen Händen ihrer Verderber waren gerettet und den Ihrigen wieder zugeführt worden.

So glich Herr Christoph Ehrmann mit seinem Hause einem guten Baume, gepflanzt an frischem Wasser, welcher reich ist an segensvollen Früchten und in dessen Schatten die Müden sich erquicken.

Daß der Mann dieses Alles vermochte, dazu gab ihm ein andrer Theil seiner Hausordnung die Kräfte, dessen wir bisher noch nicht erwähnt haben, weil er sich eigentlich von selber versteht. Wie im Leiblichen, so hielt sich Christoph Ehrmann mit den Seinigen auch im Geistigen an jene einfache, kraftvolle Kost, welche die Seele gesund und froh macht und sie stärkt auf ihrem Weg zum ewigen Leben. Jeder Tag wurde mit einem herzinnigen, christgläubigen Gebet und mit dem Lesen in Gottes theurem, werthem

Wort begonnen, und auf dieselbe Weise auch beschlossen; bei Tische wie bei jeder andern Gelegenheit opferte man Gott Dank und Preis; der Sonntag wurde in diesem Hause auf rechte, gesegnete Weise als ein Tag des HErrn gefeiert.

Wir haben bisher immer nur von den drei Töchtern der Ehrmannschen Eheleute gesprochen. Diese Töchter waren auch ganz und gar die Ebenbilder ihrer frommen Eltern, und sind dieß geblieben bis an ihr Ende. Die eine hat sich an einen rechtschaffenen Arzt verheirathet; der Mann der andern war ein redlicher Kaufmann, der nach seines Schwiegervaters Tode die Ehrmannsche Handlung übernahm und sich in allen Stücken als ein würdiger Nachfolger und Erbe seiner Vorgänger im Geschäft erwiesen hat; die dritte wurde an einen hochverdienten Schulmann vermählt; und alle drei haben sich als Muster guter Hausfrauen und treuer, christlicher Mütter gezeigt. Aber außer und nach diesen drei Töchtern gebar seine Frau dem Christoph Ehrmann noch in seinen spätern Tagen, als Niemand mehr an eine solche Ver=

mehrung der Familie gedacht hatte, einen Sohn Heinrich, den wir in der vorhergehenden Beschreibung des Hausstandes billig mit Stillschweigen übergehen konnten, weil er in der Zeit, von welcher wir sprachen und in der seine Schwestern schon als Jungfrauen dastanden, noch Kind war und auch bei seines guten Vaters Tode erst zwölf Jahre zählte.

Dem redlichen, frommen Christoph Ehrmann muß es bei seinem Sterben geahnet haben, daß dieses spätgeborne, ihm sehr liebe Kind in seinem nachmaligen Leben auf einen Weg der großen Gefahren für die Seele, auf einen Weg der Mühe und Angst gerathen sollte. Er ließ den Knaben noch gar oft an sein Bett kommen, ermahnte ihn aufs Inniglichste zur Furcht des HErrn, warnte ihn vor den Lüsten des Fleisches, die gegen die Seele streiten, vor den Eitelkeiten der Welt und trügerischem Schein, vor den Gefahren des Unglaubens, der uns allen Trost im Leben wie im Tode raubt. Als er in seinem letzten Stündlein schon alle die Seinigen gesegnet hatte und nicht mehr sprechen konnte, da weilte sein brechendes Auge noch mit ganz

besonderem, rührendem Ausdruck auf dem Heinrich, den dieser Blick mit solcher Kraft ergriff, daß er vor innerem Schmerz laut aufschrie.

Eigentlich war damals, als der Vater starb, an Heinrich noch nicht viel von dem zu merken, was für seine Zukunft hätte Sorgen und Bedenklichkeit einflößen können. Der Knabe war, als der Jüngstgeborne, als der einzige Sohn, in den ersten Jahren seines Lebens von der Mutter wie von den Schwestern mit allzu hingebender Zärtlichkeit behandelt und hiedurch etwas verwöhnt und verweichlicht worden; späterhin, als die Früchte dieser Behandlung sich kund gaben, hatte die fromme Mutter ihren Fehler eingesehen und nach Kräften durch eine liebend ernste Zucht ihn zu verbessern gesucht. Auch der Vater hatte es an den Mitteln zur Erweckung und Bestärkung des Guten bei diesem seinem Jüngstgeborenen nicht fehlen lassen; es war in seiner Behandlungsweise des Kindes weder etwas Uebertreibendes noch Fahrlässiges gewesen; und man sollte meinen, daß schon das gute Beispiel, welches der von Natur sehr weiche Knabe im Hause der Eltern täglich vor Augen

sah, vom besten Einfluß hätte auf sein Herz seyn müssen. Dennoch zeigte sich schon frühe an Heinrich ein solcher Leichtsinn, eine solch unersättliche Neigung zu den Zerstreuungen und sinnlichen Vergnügungen, welche dem kindlichen Alter dargeboten werden, daß der nüchternernste Vater öfters, wenn er bei solchen Gelegenheiten den Knaben beobachtete, bedenklich den Kopf schüttelte, und nicht selten, wie die Mutter dieß bemerkt hatte, darüber seufzte. Es fehlte dann auch nicht an strafbaren Ausbrüchen des kindischen Leichtsinnes, welche zwar jederzeit von dem Vater, und auf seine Bitten auch von den Lehrern, streng geahndet wurden, deßungeachtet aber öfters nur zu bald, wenn auch in anderer Form, wiederkehrten.

Der Tod des Vaters schien einen tieferen, nachhaltigeren Eindruck auf Heinrichs flatterhaftes, leichtsinniges Gemüth gemacht zu haben. Er zeigte sich von da an auf längere Zeit ernster in seinem Betragen, theilnehmender bei der häuslichen Andacht der Seinen, aufmerksamer beim Lesen und Hören der heiligen Schrift, wobei er früher meist so gleichgültig gewesen.

Auch die Lehrer rühmten seinen verbesserten Fleiß wie sein sittliches Betragen; man durfte, so schien es, ohne bange Sorge für die weitere Entwickelung des Knaben seyn. Doch solcher Nachlaß des Uebels, an welchem diese junge Seele litt, dauerte nur kurze Zeit; bald hatten die Vögel des Leichtsinnes allen guten Samen, welcher auf den so frühzeitig verhärteten Boden gefallen war, wieder hinweggenommen; Heinrich war zerstreuungssüchtiger, eitler, nichtsnutziger denn jemals; es fehlten nur noch wenige Schritte zum Laster; wenige Schritte, um aus dem vor den Augen der Welt noch immer als gutmüthig geltenden Knaben einen Bösewicht werden zu lassen. Daß er dieses nicht wurde, daß ihn sein Leichtsinn zwar zum Rand des Abgrundes führte, aber nicht darin versinken ließ, das möchte man wohl als einen Segen der Gebete betrachten, welche Heinrichs fromme Eltern so oft, unter tausend Thränen, für diesen ihren Jüngstgebornen dargebracht hatten.

Nach dem Wunsche der Mutter, welcher auch der Wunsch des verstorbenen Vaters gewesen war, sollte Heinrich sich der Handlung

widmen und für die Folge einmal das Geschäft des Vaters übernehmen, welchem vor der Hand ein geschickter, redlicher junger Mann, der nachmalige Schwiegersohn des Hauses, vorstand. Der Ausführung jenes Planes schien nichts entgegen zu stehen; Heinrich hatte, wenn er die Seinen davon sprechen hörte, niemals etwas dawider eingewendet. Als aber mit dem Eintritt in das Jünglingsalter seine Eitelkeit, sein Hang zum Großthun und Stolziren immer stärker sich regten, da kam ihm mit Einem Mal der Gedanke ein, er wolle studiren, und wenn er dann, als Jurist, ein hohes Ehrenamt erlangt habe, mit Hülfe seines Vermögens ein recht prächtiges, fröhliches Leben führen. Zwar diesen eigentlichen Beweggrund, diesen eitlen Traum seines Herzens, der ihn von der bisherigen Bahn abführte, entdeckte er Niemanden von den Seinigen, am wenigsten der frommen Mutter; doch erklärte er von jetzt an bei jeder Gelegenheit seine Abneigung vor dem Handelsstand und seine Liebe zum Gelehrtenstand.

Die Mutter fügte sich in diese Schickung, so sehr dieselbe auch dem Wunsche ihres Herzens

entgegen war; sie hielt es für unrecht, einer Neigung ihres Sohnes zu widerstehen, welche vielleicht seinen innern Beruf andeutete. So lange Heinrich in den Schulen seiner Vaterstadt war, erschien sein Benehmen noch immer sehr erträglich; seine glücklichen Anlagen, vor Allem sein gutes Gedächtniß, ließen ihn auch bei mangelhaftem Fleiße noch immer unter dem Troß der mittelmäßigen Schüler vorwärts schreiten; zwar kosteten seine Verschwendungen schon damals der Mutter viel Geld, doch beruhigte sie sich mit der Hoffnung, daß der Sohn mit den Jahren zugleich an Einsicht und verständigem Betragen zunehmen werde.

Leider hatte das liebende Mutterherz sich getäuscht. Von da an, wo der Jüngling die Universität an einem von ihm selbst, angeblich wegen der berühmten Lehrer gewählten, ziemlich entfernten Orte bezogen hatte, war auch das letzte Band der Zucht, das bis dahin seinen gränzenlosen Leichtsinn gehalten, zerrissen; er besuchte die Vorträge seiner Lehrer anfangs selten, dann lange Zeit gar nicht mehr; ohne Maaß und Rückhalt gab er sich dem eitlen

Wesen und den sogenannten Vergnügungen der schlechteren Genossen seines Standes hin; am Morgen konnte man ihn fast beständig beim Billardtisch, am Abend beim Kartenspiel und im Weinhaus finden, am Nachmittag bei schönem Wetter ihn mit einigen reicheren Mitstudenten ausreiten oder ausfahren sehen. Oefters machte er auch größere „Ausflüge;“ er brachte mitten in der Zeit des Studienhalbjahres ganze Wochen in einer benachbarten Residenzstadt zu.

Die gewöhnlichen Folgen einer solchen Lebensweise konnten den Seinigen nicht verborgen bleiben. Die sehr reichlichen Wechsel, welche die Mutter ihm sendete, reichten nicht zur kleineren Hälfte hin, um die verschwenderischen Ausgaben zu decken, welche der eitle Jüngling durch seine Putz= und Prunksucht, so wie durch seine täglichen Belustigungen machte. Alle seine Briefe enthielten zunächst nur Anforderungen um Geld; bald kamen auch andere Briefe, als die des Sohnes, an die gute Mutter: jene der Gläubiger, bei denen Heinrich große Schulden aufgehäuft hatte. Die Mutter, welche damals schon, wahrscheinlich großentheils aus Kummer

um ihren Sohn, zu kränkeln anfieng, hätte sich gern selber auf den Weg gemacht, um den Verirrten wieder auf den rechten Weg zu leiten, wenn ihre schwächliche Gesundheit es verstattet hätte; ihre Briefe, voll ernster Zurechtweisungen und zärtlicher Bitten, machten auf den leichtsinnigen Jüngling nur wenig, zuletzt gar keinen Eindruck mehr; er war wie ein Trunkener, der nicht hört noch sieht; um den, wie er es nannte, „ungerechten Vorwürfen" auszuweichen, kam er in den beiden letzten Jahren seines Universitätslebens selbst während der Ferien gar nicht mehr in die Heimath, sondern machte kostspielige Reisen in andere Gegenden, wozu er das Geld von einem Wucherer aufnahm, dem das Ehrmann'sche Handelshaus gar wohl bekannt war, unter der Bedingung, daß er die ganze Schuld sammt Zinsen und Zinsen der Zinsen bezahlen wolle, sobald er, nach wenigen Jahren, Herr seines väterlichen Erbtheils sey.

So betrübend schon dieses Alles für die zärtliche Mutter seyn mußte, war es dennoch nicht das Schwerste, was sie mit diesem einzigen Sohn erfahren sollte. Die Studienzeit an der

Universität war vorüber; Heinrich kehrte endlich zu den Seinigen zurück und fand hier einen nachsichtsvolleren, zärtlicheren Empfang, als er wohl verdient und erwartet hatte. Nach einiger Zeit sollte er Rechnung thun von dem Haushalten mit den besten Jahren und Kräften seiner Jugend: er sollte jene öffentliche Prüfung bestehen, welche in seinem Vaterlande den Candidaten des Rechts vorgeschrieben war. In vollkommener Verblendung über sich selber trat der verirrte Jüngling vor die Commission, welche ihn prüfen sollte, hin, und, wie es zu erwarten war, er wurde als völlig untauglich und kenntnißlos abgewiesen.

Es mag wohl eine Folge der tiefen Gemüthsbewegung gewesen seyn, welche dieses traurige Ereigniß in der Mutter erregte, was dieser edlen Frau, wenige Tage nachher, in einem schlagflußähnlichen Zufall den Tod brachte. Heinrich war jetzt aus seinem Taumel erwacht; bittre Thränen der Reue über eine sündhaft verschwendete Jugend, über all die Kränkungen, welche sein Leichtsinn der guten Mutter zugefügt hatte, floßen an ihrem Grabe. Wäre

doch nur auch diese Reue auf rechten Grund gebaut und hiedurch in ihren Folgen von besserer Dauer gewesen! Aber leider! der rechte Grund, auf dem allein jene Traurigkeit und Reue gedeiht, welche Seligkeit wirkt, fand sich nicht mehr in des Jünglings Herzen; er war ihm, wie dieß schon aus seinem ganzen Thun und Leben hervorgieng, verloren gegangen; der kindliche Glaube, der das beste Erbtheil seiner frommen Eltern gewesen, war vom Unglauben verdrängt worden; Heinrich hatte Christum und mit Ihm Gott, mit Ihm allen festen Anhalt, allen Trost im Leben wie im Sterben verloren.

Die Neigung zum Gelehrtenstande war ihm jetzt vergangen; nur zu spät entschloß er sich, den Wunsch der seligen Eltern zu erfüllen und sich dem Handelsstand zu widmen. Seine zweite Schwester hatte sich indeß mit Herrn Haußer, dem redlichen, bisherigen Vorstand der Handlung, vermählt, und dieser freute sich darauf, in seinem Schwager, den er herzlich liebte, einen künftigen Compagnon des weitläufigen Geschäftes zu erhalten. Die Lehrzeit

wollte Heinrich nicht in seiner Vaterstadt zubringen. Die Scham vor den Leuten, wenn sie auf einmal den prunksüchtigen, verdorbenen Gelehrten als Handelslehrling im Laden gesehen hätten, war wohl natürlich, obgleich weder christlich noch edel; er trat die Lehrjahre in einer andern Stadt an, und obgleich sich hier bei ihm gar bald die Anwandlungen zum Großthun und zur Verschwendung wieder einstellten, erreichten sie doch nicht jene Höhe wie an der Universität, weil der würdige Lehrherr, ein guter Freund des seligen Christoph Ehrmann, seinen Pflegling mit kräftiger Hand im Zaum zu halten wußte. Kaum war jedoch diese Hemmung hinweggenommen, kaum sah sich Heinrich als Handelsdiener in einer großen, norddeutschen Stadt in voller Freiheit, als er sich allen früheren Zügellosigkeiten von Neuem überließ.

Er war jetzt mündig geworden. Die Aufforderungen seines liebevollen Schwagers, einen Antheil an der väterlichen Handlung zu übernehmen, wies er zurück; ihm gefiele es, so schrieb er, im nördlichen Deutschland besser; er wolle da eine eigene Handlung, ein Geschäft, welches

über das Meer reichte, begründen; er bitte, daß ihm sein Antheil am elterlichen Erbe bald möglichst ausgehändigt würde.

Heinrichs Verwandte zeigten sich auch bei dieser Gelegenheit großmüthiger gegen ihn, als er's verdient hätte. Alle die Summen, welche seine Verschwendungen der Mutter gekostet hatten, und von denen diese es den Erben freigestellt hatte, ob sie nicht wenigstens einen Theil davon dem Verschwender an seiner mütterlichen Verlassenschaft abziehen wollten, wurden ihm nicht angerechnet; er erhielt seinen ganzen, vollen Antheil am elterlichen Vermögen. Zwar regten sich jetzt alsbald alle seine vormaligen Gläubiger; namentlich war jene Schuld, welche er beim Wucherer, noch während seiner Universitätsjahre gemacht hatte, durch die Zinsen der Zinsen und Provision zu einer schamlosen Forderung angewachsen; dennoch blieb dem jungen Kaufmann noch ein sehr ansehnliches Vermögen zum Anfang seines Geschäftes.

Aber eben auf diesen Anfang verstand sich der bedauernswürdige Heinrich Ehrmann durch-

aus nicht. Statt mit dem zu beginnen, was das Wesentlichste im Haushalt und die Grundlage des äußeren Wohlstandes ist: mit sparsamer, verständiger Benützung der am leichtesten, am wohlfeilsten zu habenden Mittel, griff er es verkehrt bei dem Unwesentlichsten, bei dem an, was das Letzte seyn sollte. Er suchte sich durch den Schein des Groß- und Reichseyns einen Credit zu begründen, welchen er in Handelsverhältnissen, in denen er noch Neuling war, alsbald zu den kühnsten, weitaussehendsten Unternehmungen benützte, die, wenn sie gelangen, allerdings einen ungemeinen Gewinn, im Falle des Mißlingens aber auch einen für ihn unübersehlichen Verlust bringen konnten. Bald hatte er, meist auf Credit, zwei Kauffahrteischiffe mit Waaren für Amerika, eines für Smyrna befrachtet; die Seestadt, in welcher er sich niedergelassen hatte, gab ihm überdieß noch zum Anknüpfen anderer, kleinerer Geschäfte mit Spanien und Frankreich Gelegenheit. Seine Väter hatten arm und klein angefangen, und reich und groß geendet; er fieng groß und reich an, und endigte nur zu bald klein und dürftig.

In jener Seestadt, in welcher Heinrich Ehrmann jetzt wohnte, herrschte bei einem großen Theil der Bürger noch eine ziemliche Einfachheit der Sitten; der Fremde konnte hier seine häuslichen Einrichtungen treffen, wie es ihm beliebte; man merkte nicht auf ihn. Aber eben dieses wollte der junge Ehrmann nicht; er wollte vielmehr von Allen bemerkt seyn: darum kaufte er nicht nur eines der schönsten Häuser der Stadt, sondern er stattete dasselbe in seinem Innern aus wie einen Fürstenpalast; auch seine Equipage, in der man ihn öfter herumkutschiren sah, übertraf an Schönheit und Geldwerth alle andern, die sich in der Stadt fanden. Wie ungleich war er auch hierin seinen Vätern, die in einfach bürgerlicher Wohnung hausten und fast alle ihre Wege zu Fuß machten!

Wir deuteten schon darauf hin, daß diese kostspieligen Unternehmungen wenigstens großentheils nicht mit eigenen Mitteln, sondern mit fremdem Gelde ausgeführt waren. Der leichtsinnige Mann hätte schon nach einem Jahre Haus und Equipage und Alles, was er sein

nannte, verkaufen und mit Schmach und Schande wieder abziehen müssen, wenn ihn nicht das Glück auf eine wahrhaft auffallende Weise begünstigt hätte. Und zwar nicht nur ein oder zwei, sondern, wenn man einige wenige mißlungene Speculationen abrechnet, fast sechs Jahre lang. Heinrich Ehrmann hätte einer der reichsten Kaufleute der norddeutschen Hansestädte werden können, wenn er sich in seinem unverdienten Glücke hätte zu mäßigen gewußt, wenn er namentlich nicht wie ein böser, leidenschaftlicher Spieler alle die Mittel, welche seine Verschwendung ihm übrig ließ und sein großer Credit ihm darbot, zu immer tollkühneren Speculationen verwendet hätte, von denen zuletzt eine einzige ihn zum armen Manne machte.

Zu dem Glück, das bei all seinem Unverstand unser junger Kaufmann während der ersten Jahre seiner Geschäftsführung im Handel hatte, war noch ein viel höheres, besseres, zugleich aber auch unverdienteres gekommen; er hatte eine Lebensgefährtin gefunden, welche durch ihre Demuth und Gottesfurcht vor den Augen der wahren Menschenkenner ebenso

ausgezeichnet war, als vor den Augen der großen Welt durch ihre Schönheit und weiblichen Geschicklichkeiten. Diese seltene Jungfrau war die Tochter eines wegen seines Amtes (als Bürgermeister) zwar angesehenen, dabei aber wenig bemittelten Gelehrten; und wir möchten es noch als eine Nachwirkung des Segens betrachten, den der alte, fromme Christoph Ehrmann seinen Kindern in der Sterbestunde gab, daß die Wahl seines Heinrich auf jene edle Perle fiel, und daß Marie (so hieß die Jungfrau) wirklich eine Neigung zu dem Bewerber faßte, auch nach kurzem Bedenken die Einwilligung ihres sonst so scharfsichtigen Vaters zu der Vermählung erhielt.

Seitdem Marie zum Segen für das Herz des Heinrich Ehrmann in sein Haus kam, wurde denn doch Manches anders und besser als vorher, wenn auch diese Veränderung nicht gerade der Welt in die Augen fiel. Zwar auf die gewagten Handelsunternehmungen ihres Gemahls maßte sich die junge Frau keinen hemmenden Einfluß an, denn sie verstand davon zu wenig, und auch der sehr besonnene

Schwiegervater konnte nur im Allgemeinen warnen, weil ihm Heinrich keinen tiefen Blick in das Innere seines Geschäfts verstattete. Auch für den großen Aufwand, der im Hause gemacht wurde, konnte Marie nur einzelne Einschränkungen durchsetzen, weil der verblendete Gemahl die Meinung hegte, sein Credit, sein Ansehen in der Stadt könnte leiden, wenn man ihn auf einmal so die Segel streichen sähe. Die gute Frau konnte daher immer nur im Kleinen sparen, was ihr Mann im Großen vergeudete; sie mußte sich mit den Versprechungen desselben begnügen, daß er seine großen Ausgaben für den äußeren Glanz allmählig, aber nur nicht auf einmal einschränken wolle, obgleich diese Versprechungen immer unerfüllt blieben. Dennoch, wir wiederholen es, hatte Marie einen Segen und Gewinn in das Haus gebracht, welcher mehr werth war als alles Gold und Silber, als alle Vortheile, die ihrem Gemahl seine damals meist noch glücklichen Speculationen brachten. Dieses war der stille, fortwährende Einfluß, welchen der kindliche Glaube, welchen die ungeheuchelte Gottesfurcht

der edlen Frau auf das Herz ihres sie leidenschaftlich liebenden Mannes ausübte, der für solche Eindrücke, mitten in seinem Leichtsinn, noch nicht erstorben war. Er ließ es gerne geschehen, daß seine Marie bei ihm eine geistliche Hausordnung einführte, welche jener, die bei seinen seligen Eltern geherrscht hatte, sehr ähnlich war; nicht selten geschah es, daß er die Thränen der Rührung nicht verbergen konnte, wenn seine Hausfrau so kindlich gläubig, so kräftig um Gottes Gnade und Beistand zu allem Guten, um Seinen wahren Segen im Geistigen wie im Leiblichen, um Demuth und Reinigung des Herzens betete; die guten Erinnerungen an seine fromme, im Hause der Eltern verlebte Kindeszeit wachten auf, und manches Samenkorn des Wortes Gottes fieng jetzt an zu keimen und aufzugehen, das so viele Jahre lang wie todt in seinem Herzen gelegen war. Alle diese Segnungen einer wahrhaft beglückenden Ehe waren vornämlich seit jener Zeit in reichlichem Maaße auf Heinrichs Haupt und in sein Herz gekommen, seitdem ihm, im zweiten Jahre ihrer Ehe, seine Marie einen

Sohn geboren hatte, der mit allen Reizen der lieblichsten Kindheit begabt war. Schon in seinen ersten Jahren suchte die Mutter in seinem Herzen die Liebe zu Christo dem HErrn zu wecken und ihn mit den großen Thaten Gottes an den Menschen bekannt zu machen. Dieses gelang ihr auch so gut, daß der kleine Johannes (so hatte man das Kind nach seinem mütterlichen Großvater genannt) gar bald von nichts Lieberem hören und sprechen mochte, als von biblischen Geschichten, und bei dieser Gelegenheit zuweilen kindliche Worte sprach, welche selbst das Herz seines Vaters tief rührten. Heinrich blieb jetzt noch viel mehr und lieber in seinem Hause als vorher; die schöne Equipage stand oft Tage lang unbenützt, wenn nicht seine Gemahlin und das Söhnchen ihn begleiten konnten; es war allerdings in seinem Herzen ein Anfang zur Umkehr nach einem Besseren gemacht, und dieser Anfang hatte vorzüglich an dem Sterbebette seines trefflichen Schwiegervaters, der im freudigen Glauben an Christus dahinschied, eine große Befestigung erhalten.

So stand es in Heinrich Ehrmanns Haus und Herzen, als ihn auf einmal im sechsten Jahre seines Handelsgeschäftes und im fünften seiner glücklichen Ehe zwei Ereignisse trafen, die sein äußeres Glück vernichteten und ihn ganz zu Boden schlugen. Die Nachricht von dem völligen Mißlingen einer Handelsspeculation, an welche er, mitten in der damaligen Kriegszeit, eine Summe gewagt hatte, die den Werth seines ganzen Hab und Gutes fast überstieg, kam ihm gerade in dem Augenblick, in welchem seine geliebte Marie an einem bösartigen Fieber darniederlag, das eben damals in der Stadt herrschte. Kaum eine Stunde vorher, ehe der Brief mit der Unglücksbotschaft eintraf, war der Arzt bei der Kranken gewesen; er hatte beim Hinweggehen den Kopf geschüttelt und dem tieferschütterten Gemahl nur wenig Hoffnung zur Rettung seines theuren Weibes gegeben. Was war aller Verlust an Geld und Gut gegen den, der ihm jetzt drohte; Heinrich, unter tausend heißen Thränen, bat Gott, Er möge nur diesen Schmerz von ihm abwenden, sonst, wenn es Sein heiliger Wille

sey, ihm alles äußere Gut nehmen, er wolle gern mit Handarbeiten eines Taglöhners sein liebes Weib ernähren, wenn es ihm nur leben bliebe.

Heinrich hatte seit seiner Kindheit, er hatte vielleicht noch niemals in seinem Leben so inniglich, so heiß gebetet; dennoch war Gottes Rath ein anderer als seines Herzens Wunsch und Flehen. Marie starb: für Heinrich schien jetzt keine Freude mehr auf Erden; selbst seinen armen, kleinen Johannes konnte er nur mit Thränen der herzlichsten Wehmuth betrachten. Als er nach den Tagen der heftigsten, betäubendsten Schmerzen wieder im Stande war, an sich selber und an die Angelegenheiten seines Hauses zu denken, da erkannte er erst ganz, wie nahe diesem der Untergang stehe. In dieser ernsten Zeit, da Gedanken an Gott und Ewigkeit sein Herz erfüllten, waren ihm die Augen über sein ganzes bisheriges Thun und Handeln aufgegangen. Er konnte sich's nicht verbergen, daß er durch seine leichtsinnigen Unternehmungen nicht nur auf Gefahr seines eigenen, sondern auch des fremden Gutes ge-

sündigt habe; so manche redliche Familie, ja selbst manche Wittwe hatte ihm, dem vermeintlich unermeßlich reichen Kaufmann, ihr ganzes Vermögen anvertraut; sollte er jetzt an diesen zum Dieb und zum Betrüger werden?

Sein Entschluß war bald gefaßt; es war der Entschluß eines Christen. „Lieber als Knecht oder Matrose dienen,“ so dachte er, „als ein Schurke werden.“ — Noch war sein großer Verlust Keinem in der Stadt bekannt, denn das Ereigniß, das ihn herbeiführte, hatte sich in einem andern Welttheil zugetragen. An dem durch den Tod seiner geliebten Frau so heftig betrübten Manne, der sich seitdem von allen Vergnügungen der Welt, von allen Gesellschaften zurückgezogen hatte, konnte es nicht auffallen, daß er seine Equipage, sein schönes Landhaus außer der Stadt verkaufte, ja daß er sogar sein großes Wohnhaus gegen nicht unansehnliche Summen zu einem öffentlichen Zweck an den Magistrat der Stadt abließ, welcher früher es kaum hatte verschmerzen können, daß Herr Ehrmann ihm beim Kauf desselben zuvorgekommen war. Als man den

vorher so prachtliebenden Mann nach seiner Aeußerung „auf einstweilen“ in ein fremdes Haus zur Miethe ziehen sah; als man vernahm, daß er selbst den größten Theil seiner kostbaren Geräthschaften an eine gräfliche Familie, welche in die Stadt zog, verkauft habe, weil er in seiner beschränkten Miethwohnung sie nicht unterzubringen wisse, da sagte Mancher kopfschüttelnd: „Laßt nur den seltsamen Mann, den seine Betrübniß auf einige Zeit zum S[illegible] ärmer gemacht hat, gewähren; es wird gar bald die Zeit kommen, wo ihm das schönste Haus und die kostbarste Einrichtung nicht zu theuer seyn, und wo man ihn wieder in prächtiger Equipage wird einherstolziren sehen. Es hat sich schon mancher Wittwer vor Betrübniß in den Tod legen wollen, der doch nachher bald wieder getröstet worden ist.“

Heinrich Ehrmann ließ sich keine Zeit, auf die Urtheile und Nachreden seiner Mitbürger zu merken; er arbeitete von früh bis Abend fleißiger denn jemals in seinem Comtoir, schloß noch manches kleinere Geschäft mit den großen Vorräthen von Colonialwaaren ab, welche er

an sehr verschiedenen Orten gelagert hatte, und sah nun zu seiner großen Beruhigung, daß er sich aus seinem Geschäft als ein zwar ganz armer, aber auch ehrlicher Mann werde zurückziehen können. Ihm war es, als hätte seine liebe, selige Marie ihm ihren freudigen Glauben, ihr kindliches Vertrauen auf Gottes Hülfe und Erbarmen hinterlassen; und dieses Erbtheil machte ihn glücklicher als alle seine früher besessenen Tausende. Er zahlte jetzt allmählig alle die fremden Gelder, welche in seiner Handlung lagen, zurück, schloß noch mit Ehren seine gegenseitigen Rechnungen mit andern Handelshäusern ab, und behielt nach diesem Allem außer dem unschätzbaren Kleinod seines ehrlichen Namens nur so viel übrig, daß er mit seinem kleinen Sohn ein halbes Jahr nothdürftig davon hätte leben können. Seine Lage wurde jetzt bekannt; es fanden sich mehrere redliche Männer, welche ihm gerne Vorschuß zum Anfang eines neuen Geschäftes geleistet hätten; er wies diese Anerbietungen von sich, weil er noch nicht im Stande sey, davon Gebrauch zu machen. Auch seinen treugesinnten Verwandten

hatte er nur den Tod seiner Marie, nicht seine ökonomische Verlegenheit gemeldet; überhaupt war er mit seinem redlichen Schwager, seitdem dieser vor mehreren Jahren ihm seinen thätigen Beitritt zu einer großartigen, dabei aber gewagten Speculation rund abgeschlagen hatte, fast außer aller Correspondenz gekommen.

Es mag wohl ein Rest des alten, tiefgewurzelten Stolzes gewesen seyn, was den Heinrich Ehrmann bewog, alle ihm dargebotene Freundeshülfe abzulehnen, und allein auf die eigenen Mittel, welche ihm noch zu Gebote standen, ein Unternehmen zu gründen, das ihm und seinem Sohne den künftigen Unterhalt gewähren sollte. Seine frühere Gewohnheit, die Fäden seiner Speculationen in weiter Ferne, meist über das Meer hinüber, anzuknüpfen, führte ihn auf den Weg dazu.

Mit Spanien war er, ehe die Hemmungen eintraten, welche bald nachher den Handel belasteten, in lebhaftem Verkehr gewesen. Namentlich in Cadix blühte ein Handelshaus, mit welchem er große Geschäfte gemacht und an

welches er noch einige, für seine jetzige Lage nicht unbedeutende Forderungen zu machen hatte. Mit großer Wahrscheinlichkeit schien sich darauf rechnen zu lassen, daß diese Forderungen wenigstens in Waaren würden alsogleich erfüllt werden können, wenn er selber nach Cadix reiste und dort in eigener Person seine Angelegenheiten betriebe. Hiezu hatte ihm auch ein junger deutscher Handelsfreund, der sich zu jener Zeit in Andalusien aufhielt, in seinem letzten Briefe Hoffnung gemacht. Heinrich war deßhalb bald entschlossen; ein Schiff, das nach der Levante absegelte, nahm ihn in Gesellschaft seines kleinen Johannes, denn von diesem konnte und wollte er sich nicht mehr trennen, unter den billigsten Bedingungen für Cadix an Bord.

Die Fahrt auf dem Meer war glücklich; nach wenigen Wochen hatten die beiden Reisenden das Ziel erreicht. Aber freilich, hier an diesem Ziele, in Cadix, hätten sie zu keiner unglücklicheren Zeit eintreffen können als gerade damals. Es war im Jahr 1800, wo das gelbe Fieber mit einer pestartigen Gewalt in Anda-

lusien sich ausgebreitet hatte. Gerade in den Tagen, in denen Heinrich Ehrmann, seinen Sohn an der Hand, in das gegen menschliche Waffen so wohl verwahrte Cadix einzog, waren die Verheerungen der Seuche in der unglücklichen Stadt auf's Höchste gestiegen. Gegen 200 Todte wurden täglich zur Erde bestattet; viele blieben unbegraben in den ganz ausgestorbenen Häusern liegen. Wohin man auf den Straßen trat, da empfand man den furchtbaren Leichengeruch; die Häuser und Kaufmannsläden waren aus Furcht vor Ansteckung verschlossen; es wagte sich fast Keiner, an einen Ort zu gehen, wo er Andern, etwa schon kranken, begegnen könnte; die Kirchen, so wie alle Gebäude und Plätze der öffentlichen Versammlungen, standen leer; aller Verkehr war aufgelöst; man hörte fast keinen andern Laut als jenen der Todtenglocken und das Rasseln der Leichenwägen.

Ein tiefes Grauen durchdrang Ehrmanns Seele, als er durch die menschenleeren Gassen gieng; der kleine Johannes bat weinend seinen Vater, doch wieder mit ihm umzukehren nach

dem Schiffe. Aber wenn dieser auch gewollt hätte, wäre es doch schon zu spät gewesen. Das Schiff, das ihn in seinem Boot an die Küste setzte, hatte den günstigen Wind benutzt und sich eilig von der verpesteten Stadt entfernt, in welcher es sonst kein Geschäft hatte. Ueberdieß sah es mit der Baarschaft, welche Ehrmann noch bei sich führte, gar traurig aus; er mußte durchaus darauf bedacht seyn, einen Theil jener Einnahme bald in seine Hände zu bekommen, auf welche er sich in Cadix Rechnung machte.

Gleich für den ersten Abend nach seiner Ankunft war es ein großes Glück für ihn und seinen Johannes, daß ein Zuckerbäcker, von Geburt ein Schweizer, sie aus Mitleid in sein Haus aufnahm und für ihre Verpflegung sorgte, denn sie würden schwerlich anderswo eine Herberge gefunden haben. Am andern Morgen machte sich Herr Ehrmann so bald als möglich auf, um sein Geschäft anzuknüpfen. Aber das Haus, wie der Laden des Kaufmanns, mit welchem er zu thun hatte, waren verschlossen; Niemand that ihm auf sein Pochen auf; er

fragte einen Mann, der sich, um Wasser zu holen, aus einem der benachbarten Häuser herausgewagt hatte auf die Straße; wer aber konnte damals alle die Opfer kennen, welche der Tod dahingerafft hatte; der Mann wußte nicht zu sagen, ob die Besitzer des Handelshauses noch lebten, oder ob man sie auch, unter den Tausenden der andern Leichname, zu Grabe getragen habe. Diesen und noch etliche andere Tage wendete unser bedauernswürdiger Landsmann dazu an, um wenigstens zu einem Anknüpfpunkt seines für ihn so dringenden Geschäftes zu gelangen; endlich hatte er doch Jemand aufgefunden, der zur Familie des Kaufmanns gehörte, den er aufzusuchen hatte. Hier erfuhr er, daß der Herr des Hauses mit all den Seinigen schon vor mehreren Wochen, als die Seuche noch nicht so heftig war, sich nach Xeres geflüchtet habe; in der Stadt sey nur ein alter Handlungsdiener mit zwei Knechten zurückgeblieben; von ihnen habe man schon längst keinen mehr gesehen; ob sie noch lebten oder der Pest erlegen seyen, wisse man nicht.

Ehrmann, dem jeder Augenblick des Verweilens an jenem „Orte der Thränen und der Trauer" eine harte Prüfung war, entschloß sich alsbald, mit dem einzigen Schatze, den er noch auf Erden besaß, mit seinem Johannes, Cadix zu verlassen und nach dem benachbarten Xeres auszuwandern, welches, wie man ihm versicherte, eine viel gesündere Lage hatte als Cadix, und von der Krankheit nur wenig und gelind heimgesucht war. Die Morgensonne leuchtete über das Meer her, als er mit seinem kleinen Sohne aus dem Thore der Stadt hinaustrat. Das Kind war so fröhlich, als es sich jenseits der Gartenmauern wieder im Freien sah; hier war die Luft nicht mehr vom Leichengeruch verpestet, sondern sie wehte frisch und rein; Weinreben, voll reifer, blauer Trauben, rankten sich an den schlanken Azedarachbäumen und dem Rüster hinan und bildeten Guirlanden von einem Baume zum andern. Ein Ziegenhirt, welcher auf dem grünen Rasen saß, theilte dem kleinen Johannes freigebig von den süßen Trauben und Pfirsischen mit, die neben ihm aufgehäuft lagen; der Knabe hüpfte vor Freude.

Da bemerkte er, daß der Vater, der mühsam neben ihm herschlich, Thränen im Auge hatte. „Vater,“ so sprach er, „du bist so traurig, du siehst so bleich aus und weinst, und doch ist es hier außen so schön.“ — „Laß uns ein wenig sitzen, du gutes Kind,“ sagte der Vater. „Ich fühle mich so matt und müde, daß ich nicht weiter kann; fast fürchte ich, mich hat auch das böse Fieber ergriffen, und wenn ich da stärbe, was sollte aus dir werden, hier im fremden Lande, du armes, verlassenes Kind!“

Johannes ergriff die Hand seines Vaters und weinte bittere Thränen darauf; „du wirst mir ja nicht sterben wollen,“ sprach er, „mein lieber Vater!“

Der Vater schwieg mit ernster Miene; nach einer kurzen Ruhe erhob er sich wieder und gieng langsam mit seinem Kinde weiter. Man konnte Xeres, das Ziel der kleinen Tagereise, schon von ferne sehen, da begegneten den beiden einige Leute. „Wo wollt ihr hin?“ fragte einer von diesen den Herrn Ehrmann zuerst auf Spanisch, und als er die Unkunde

der Sprache an ihm bemerkte, auf Französisch. Nach Xeres, antwortete Jener. „Dann kehrt nur gleich mit uns um!" sprach der Mann weiter, „denn die Bande der sonstigen Freundschaft und Bekanntschaft zwischen dem hart bedrängten Cadix und seiner Nachbargegend haben sich, bei gegenwärtiger Noth, ganz aufgelöst; man hat uns, wie wir so eben, um den Todesgefahren in unserer Stadt zu entfliehen, uns Xeres naheten, mit Steinwürfen zurückgescheucht, obgleich ich selber mehrere Verwandte in dem Orte habe und sonst öfters Wochen lang da verweilte."

Die Leute giengen ihres Weges weiter; Ehrmann, vom Schrecken betäubt, stand unentschlossen stille. Wie man später aus dem Briefe erfuhr, den er am Morgen vor seinem Abgang aus Cadix, in Ahnung des nahen Todes, an seinen Schwager geschrieben hatte, führte er damals nur noch anderthalb spanische Thaler in seiner Tasche. Doch seine Armuth würde ihn nicht so sehr bekümmert haben, hätte er nicht mit jedem Augenblicke die Hitze des Fiebers und mit ihm zugleich die Entkräftung sich stei=

gern gefühlt. Er hatte seine Schritte seitwärts von der Straße nach Cadix, gegen ein großes, auf einem Hügel gelegenes Gebäude gerichtet; es war ein Kloster. „Ich kann nicht weiter,“ sagte er nach einiger Zeit; er setzte sich unter einer schattigen Korkeiche, bei einer kleinen Kapelle nieder, und lehnte die glühende Stirne an das Gemäuer; sein Johannes, laut weinend, stand daneben und beobachtete, zitternd vor Angst, jede Miene, jede Bewegung des Vaters. Dieser schien einige Zeit wie ohnmächtig, dann erwachte er wieder, sah seinen Sohn an und bat diesen: „gib mir zu trinken, dort von dem Brunnen neben der Kapelle, du liebes Kind.“ Ein irdener Krug stand, nach dem freundlichen Gebrauch des Landes, bei dem Brunnen; der Kleine füllte ihn und brachte ihn dem Vater. Dieser erquickte sich und winkte dann seinem Johannes, sich bei ihm hinzuknieen. Der Knabe gehorchte, und der Kranke sprach nun ein Gebet und Segnungen über den kleinen Erdenpilgrim aus, den er hier im Lande der Fremdlingschaft so allein, so verwaist zurücklassen mußte. Der Worte jenes Gebetes konnte sich

zwar Johannes nicht mehr erinnern, wohl aber blieb ihm der Inhalt desselben für die ganze Zeit seines Lebens tief in's Herz gedrückt, und dieser Inhalt, zusammen mit jenem Brief, den Heinrich Ehrmann noch von Cadix aus an seinen Schwager, voll Reue über alle seine früheren Verirrungen, schrieb, konnte bezeugen, daß dieser einst verlorene Sohn den Vater wieder aufgesucht und ihn gefunden habe; er ist in freudigem Glauben an seinen Erlöser aus der Welt dahingeschieden und hat volle Gnade und ewigen Frieden erlangt.

Als der Vater sein Gebet und seine Segensworte geendet hatte, sprach er mit schwacher Stimme zu seinem Johannes: jetzt gehe, mein Kind, dort hinan zu dem großen Hause, das auf dem Hügel liegt, und rufe Leute, die deinen kranken Vater hinauftragen können. Ich weiß, Gott wird mit dir seyn und dich offene Thüren und mitleidige Herzen finden lassen; denn unsere Noth ist groß, darum wohl auch Gottes Rath und Hülfe nicht fern.

Der Kleine machte sich sogleich auf nach dem Weg zu dem Kloster; ein Mönch that ihm die

Pforte auf. Aber der sterbende Vater hatte weniger an sich als an sein Kind gedacht, als er dieses aus seinen nun bald erkaltenden Händen hinweg, wieder zu Menschen sendete, denen er Mitleid gegen ein armes Waislein zutrauen durfte. Wie konnte der Kleine Hülfe für seinen Vater begehren, da im ganzen Kloster Niemand war, der seine Sprache verstand. Er erzählte auf Deutsch die Ursache seiner Thränen; die Mönche fragten ihn auf Spanisch; er verstand weder jene, noch sie ihn. Dennoch redeten die Thränen und Mienen, so wie die hinab nach dem Thale deutenden Hände verständlicher als die Worte; einige der Mönche, zum Mitleiden bewegt, folgten dem weinenden Kinde, das sie hinführte zu der Stelle, wo der sterbende Vater lag. Dieser aber war jetzt kein Sterbender mehr, sondern ein bereits Gestorbener. Die Krankheit, deren Anfängen er wahrscheinlich schon seit mehreren Tagen Gewalt angethan, hatte nach der unverhältnißmäßigen Anstrengung in einem Schlagfluß-ähnlichen, tödlichen Zufall geendigt.

Der Knabe, als er den Vater mit gebrochen starrenden Augen, verbleicht und regungslos da liegen sah, stürzte sich weinend auf den kalten Leichnam; die Mönche hoben ihn mitleidig empor und trugen den Todten hinweg, während sie das Kind mit sich nach dem Kloster nahmen. Dieses verlangte ohne Aufhören nach seinem Vater, und einer der Klostergeistlichen, der bei seinem kindlichen Gemüth selber ein ganz besonderer Freund der Kinder war, verstand das Verlangen des Knaben, welches sich durch vielfache Bewegungen verrieth, und brachte ihn in das Todtengewölbe, wohin man die Leiche, bis zu ihrer Bestattung, beigesetzt hatte. Er befahl dem Laienbruder, der das Geschäft des Todtengräbers verrichtete, in der Nähe der Thüre des Gewölbes zu harren, er selber aber entfernte sich und ließ das Kind in der Gruft allein. Seine Erwartung hatte ihn nicht getäuscht; das natürliche Grauen, welches das Leben vor dem Tode hat, bemächtigte sich bald des armen, nun ganz verwaisten Johannes; er lief ängstlich hinaus in das Licht der Sonne und blieb jetzt gern bei den lebenden Menschen,

obgleich ihr Gesicht und ihre Sprache, so wie die Weise ihres Lebens, ihm durchaus fremd und unverständlich waren.

Tief und unvergeßlich war ihm auch der Eindruck geblieben, den er am andern Morgen empfieng, als man die Leiche seines Vaters begrub. Gegen die natürliche Weise seines Alters hatte der Knabe eine fast ganz schlaflose Nacht zugebracht. Es war zum ersten Mal in seinem Leben, daß er allein in einem Zimmer schlief; denn bis gestern war sein Lager immer neben dem Lager, früher seiner Mutter und späterhin seines Vaters gewesen. Und die leere Zelle, worin man ihm hier im Kloster sein Nachtlager angewiesen hatte, sah so dunkel aus, mit ihren schwarzbraunen Bretterwänden; ein Todtenkopf lag unter dem Crucifix da, das Lämpchen, das daneben stund, brannte so düster, daß es gerade nur den gebleichten Schädel und einen Theil des Tisches recht deutlich in's Auge fallen ließ. Als man am Abend, nachdem er gegessen hatte, dem kleinen Johannes sein Lager anwies, da war er so schlaftrunken, daß er dem Mönche, der ihn bei der Hand

führte, kaum folgen konnte; als jedoch sein Begleiter, nachdem er das Lämpchen angezündet hatte, sich entfernte, und die Thüre mit lautem Gerassel des Bundes Schlüssel, womit der Mönch sie geöffnet hatte, sich zuthat, da war es dem armen Knaben, als ob ein Gefäß mit eiskaltem Wasser ihm über Haupt und Rücken geschüttet würde. Wie ein Fieberfrost durchschauerte ihn die Furcht; das, was ihm heute geschehen: das Bild des sterbenden und dann zur Leiche erkalteten Vaters, das Todtengewölbe, worin er diesen zuletzt gesehen hatte, mit den Todtenbahren und ihren schwarzen Tüchern, — alles dieß trat so lebhaft vor seine Seele, daß er der Angst nicht mehr widerstehen konnte; er lief zur Thüre und wollte hinaus; er konnte das schwere Schloß nicht öffnen; er schrie laut um Hülfe; Niemand hörte seine schwache Stimme, da die Zelle in dem jetzt leer stehenden Seitenflügel der Pilgerherbergen, fern von den Wohnzellen der Mönche, lag. Endlich setzte er sich weinend und zitternd vor Angst auf die Thürschwelle, bis der Frost, der seine zarten Glieder durchdrang, ihn zur Bergungsstätte des Lagers

trieb. Aber auch hier konnte das arme Kind in seiner freilich thörichten, und dennoch in solcher Lage verzeihlichen Furcht nicht eher einschlafen, bis fast gegen Morgen das Läuten der Glocken die Bewohner des Klosters zum Frühgottesdienst rief.

Als nach Sonnenaufgang der Mönch, der ihn gestern zur Lagerzelle geführt hatte, hereintrat und eine Schaale voll warmer Milch nebst Weißbrod brachte, da schlief Johannes nach so großer Unruhe so fest, daß er den Kommenden nicht bemerkte; und wenn dieser gewußt hätte, wie spät der kleine Schläfer zu dieser Ruhe gelangt sey, er würde ihn nicht durch Schütteln bei seiner Hand aufgeweckt haben. Johannes, als er sich beim Erwachen noch immer in der dunkeln Zelle sah, welche ihm wie ein Gefängniß erschien, fuhr eilig auf und lief dem Mönche nach, der so eben zur Thür hinaustreten wollte. Dieser verstand die ängstlichen Mienen und Bewegungen des Knaben und ließ die Thüre halb geöffnet, winkte aber zugleich dem Kleinen nach dem Tische hin, wo sein Frühstück stand. Johannes ließ sich nicht Zeit, dieses

in Ruhe zu genießen, er zog seine Schuhe an, die er am gestrigen Abend, als er sich in seiner ganzen übrigen Kleidung auf's Lager streckte, von sich gelegt hatte, trank dann einige Schlücke von der warmen Milch, steckte das Weißbrod zu sich und eilte hinaus aus dem Zimmer, das ihm so viel (freilich unnöthiges) nächtliches Grauen verursacht hatte.

Das Sehnen nach seinem lieben, nun auf alle Erdenzeit von ihm geschiedenen Vater trieb ihn zu den Klostermauern hinaus nach dem Friedhof, in dessen Gewölbe man gestern den Leichnam verwahrt hatte. Er kam hier gerade in dem Augenblick an, als man seinen Vater begraben wollte. Die Leiche lag nach der Sitte des Landes ohne Sarg auf der Bahre; ein Mönch, welcher dem unbekannten Fremdling die Pflicht der christlichen Bestattung erwies, war der einzige Begleiter; die Träger legten den ganz entkleideten Leichnam auf Seile und ließen ihn hinabsinken auf die andern Körper der Todten, welche da unten moderten. Der arme Johannes weinte laut, er schaute der Leiche

nach, bis der Todtengräber den schließenden Stein auf die Gruft legte; was dieser Mann und was der Mönch zu ihm sagten, das verstand er nicht; ihm kam das, was man seinem Vater gethan, in seiner Unwissenheit als eine Grausamkeit vor, welche sein kindisches Herz mit Unmuth gegen die guten Männer erfüllte, die doch so eben eine ernste Pflicht des Menschen erfüllt hatten.

Er blieb, in der Nähe der Gruft, außen im Vorplatz vor der Kirche sitzen. Ein hoher Palmbaum stund da; es war der erste, welchen Johannes in seinem Leben sah, doch kannte er den Baum und seine Blätter aus den biblischen Abbildungen, die seine selige Mutter ihm so oft gezeigt und erklärt hatte, und wußte, daß er ein Zeichen des Sieges und des himmlischen Friedens sey. Der Wind bewegte die Wipfel des Baums; das Kind wurde sich seiner eigentlichen Gedanken nicht klar bewußt, doch eine Ahnung ergriff sein junges Herz von einem Frieden, von einer Seligkeit, welche über den Gräbern Derer ist, die Gott lieben. Er wurde ruhig, und sah jetzt um sich her. Der Hügel,

auf dem das Kloster liegt, gewährt eine weite Aussicht über die ganze Landschaft. Hier neben ihm stand das Kloster, in welchem Niemand ihn verstand und Keiner, ihm verständlich, mit ihm sprach; ihm graute vor dem Gedanken, noch einmal in die dunkle Zelle bei dem Todtenschädel eingesperrt zu werden. Dort unten zeigte sich aber das Meer und im Haven der Stadt mehrere Schiffe. Auf einem solchen Schiffe aus Bremen, auf welchem die ganze Mannschaft aus Deutschen bestund, war er mit seinem seligen Vater hieher gekommen in das fremde Land; der unerfahrene Knabe stand in dem Wahne, daß da unten bei den Schiffen Jeder ihn verstehen und Jeder mit ihm in verständlicher Art reden könne. Das Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit, das ihn auf so peinliche Weise drückte, verwandelte ihm seine ganze jetzige Umgebung in einen Käfig; die Thüre des Käfigs war geöffnet, und der kleine Vogel entflog; der Knabe, in dem unbegründeten Wahne, als ob Jemand aus dem Kloster ihn verfolgen werde, lief schnell am Abhang des Hügels hinunter. Er kam zu dem Brun-

nen, aus welchem er gestern seinen sterbenden Vater getränkt hatte; so sehr ihn dürstete, mochte er dennoch hier nicht trinken; die Lust am Leben war in voller Kraft in ihm erwacht; sie führte ihn wie im scheuen Fluge, an allen Gedanken des Todes vorüber. Erst bei jenen Gärten, bei denen gestern der Ziegenhirt ihn mit Früchten labte, hielt er den eiligen Lauf ein; er setzte sich unter ein Gebüsch von Granaten, an dem die rothen Früchte hiengen, und ruhte aus. Jetzt regten sich heftig in ihm der Durst und der Hunger; sein Weißbrödchen war bald verzehrt, er stand auf und schaute in die offne Thür eines Gartens hinein, ob da nicht, wie daheim in seiner seligen Eltern vormaligem Garten, ein Springbrunnen sey? Eine vornehm gekleidete Frau erblickte ihn; sie winkte ihm zu sich hin, fragte ihn Vieles auf Spanisch, er aber redete in seiner Sprache mit ihr, was sie nicht verstand. Seine nach der Gegend des Havens hinabdeutende Hand ließ sie vermuthen, daß er das Kind eines fremden Schiffers sey, sie beschenkte ihn mit Orangen, Feigen und mit Gebackenem, so viel er dessen nur zu tragen

vermochte, und entließ ihn freundlich. Johannes konnte sich nicht erinnern, daß ihm jemals später in seinem Leben ein Mahl so wohl geschmeckt, ihn so erquickt habe, als dieses Gericht der süßen Früchte und des Gebackenen, das er in einiger Entfernung vom Garten seiner Wohlthäterin, im Schatten eines Felsen verzehrte.

Nach der so willkommenen Sättigung hatte der Schlaf, der in der vergangenen Nacht versäumt war, sich gemeldet; mit einem Stück des Gebackenen noch in der Hand war der ermüdete Knabe in Schlummer versunken. Was sollte nun jetzt weiter aus dem armen Waisen werden, hier in der weiten Ferne vom Vaterland und von allen Bekannten? Wenn er sich auch glücklich hier durch die Festungswerke, welche die Stadt umgaben, hinabfand zum Haven, was konnte sein Schicksal seyn unter den rohen spanischen Schiffern und Fischern, davon Keiner ihn ein Wort verstand? Was war dort wahrscheinlicher, als daß einer dieser Leute des verlassenen Knaben, wie eines Handelsartikels, sich bemächtigte und ihn an die Muhamedaner der

nahe gegenüber gelegenen afrikanischen Küste als Sklaven verkaufte?

Ein solches, oder selbst noch schlimmeres Schicksal hätte freilich unten im Haven dem armen Johannes zustoßen können; aber ihm widerfuhr nichts dergleichen. Man sagt mit Recht, daß über kleine hülflose Kinder gute Engel schützend wachen. Dieses galt auch ganz besonders dem kleinen Johannes, denn wer konnte eines schützenden Engels bedürftiger seyn als er? Im Schlafe, wo er auch die nahende Todesgefahr nicht gesehen, wo er keiner der giftigen Schlangen hätte ausweichen können, deren es dort am gebüschreichen Felsen manche geben mochte, kam ihm auf eine kaum zu erwartende Weise die Hülfe. Ein Stoß an seine Hand hatte ihn aufgeweckt; erschrocken blickte er um sich und sah einen Hund, der ihm das Stück Gebackenes, das bei seiner Hand lag, hinweggerissen hatte und dieses so eben verzehrte. Es war keiner jener halbverwilderten Hunde, deren man in und bei den Städten des südlichen Spaniens so viele herumlaufen sieht; seine Gestalt wie sein zierliches Halsband

bezeugten, daß er einem Herrn angehöre, der einen gewissen Werth in das Thier setze. Dieser Herr kam auch jetzt um die Ecke des Felsen herum und bemerkte noch so eben, wie sein Hund die letzten Bissen seiner gestohlenen Beute verzehrte, und der Knabe, ganz erschrocken, dabei stand. Der Mann redete den Kleinen an; dieser erzählte auf Deutsch, was der Hund ihm gethan, und verwundert fragte jetzt der Andere: wie? du bist ein deutsches Kind? und wie kommst du hieher? wo ist dein Vater?

Dem kleinen Waisen gieng sein Herz auf, als er in verständlicher Sprache mit sich reden hörte; er faßte ein kindliches Zutrauen zu dem fremden Manne; so gut er's vermochte, erzählte er ihm Alles, was ihm in der letzten Zeit begegnet war. Der Fremde war zum Mitleid bewegt. „Ich merke", sagte er, „daß du hier in Cadix eben so fremd bist als ich und keinen Menschen da hast, der sich deiner annähme. So komm' denn mit mir, zu Hause wollen wir sehen, was sich weiter mit dir anfangen läßt."

Der Mann, mit welchem der kleine Johannes auf so sonderbare Weise bekannt ge-

worden, war ein Schiffscapitän aus Triest. Er hatte portugiesische und spanische Producte, vor Allem Weine, geladen und zuletzt auch noch an der nordafrikanischen Küste Datteln mitgenommen. Als er schon auf der Heimfahrt begriffen war, hatten ihn widrige Winde und zuletzt ein Seesturm bis in die Nähe der Säulen des Hercules getrieben und im Haven von Cadix zum Einlaufen genöthigt. Der Mann, sein Name war Gottfried, hatte auf seinen vielen Reisen die Welt und die Menschen kennen gelernt und war deßhalb nicht ohne Bildung; in seinem äußern Benehmen erschien er öfters rauh und hart, wie das ungestüme Element, mit welchem er seit so vielen Jahren seines Lebens in beständigem Kampfe war; sein Herz aber, wie dieß auch schon sein Benehmen gegen das arme, verlassene Kind bezeugte, war voll Wohlwollen und Milde. Sein Schiff mußte unten im Haven auf günstigen Wind warten und lag in dieser Erwartung schon seit mehreren Tagen still. Er selber, der witterungskundige Seemann, war auf den Berg heraufgestiegen, um da den Sonnenuntergang zu

beobachten, und aus dem Anschein von diesem so wie aus der Stärke des Windes, der sich am Abend vom Gebirge her aufmachen würde, ein Anzeichen zu erhalten für den herrschenden Wind des morgenden Tages.

Der Kleine folgte dem Capitän auf jedem seiner Schritte, stieg mit ihm zur freien Höhe im Norden der Stadt und dann wieder herabwärts auf dem beschwerlichen Felsensteig, welchen der Triestiner nicht ohne Begünstigung des an den äußern Festungswerken Wache haltenden Militärs gegangen war, weil er den freilich bequemeren Weg durch die verpestete Stadt aus Scheu vor der Ansteckung vermieden hatte. Ohne fast nur ein Wort mit dem Knaben zu sprechen, hatte der nicht sonderlich redeselige Seemann seine Beobachtung vollendet und war hinab in den Haven gekommen, wo ein Boot seiner wartete, das ihn mit dem kleinen Johannes hinbrachte an das naheliegende Schiff. Der Knabe war schon bei seiner Herreise an das Leben auf einem Schiffe gewöhnt worden; ihm war es hier alsbald unter dem meist deutsch redenden Schiffsvolk ungleich hei-

mathlicher zu Muthe als unter den Spaniern; nur fehlte ihm überall sein guter Vater. Der Capitän nahm ihn mit sich in die Kajüte, ließ ihm etwas zu essen geben und wies ihm dann eine der Bänke zwischen seiner und des Steuermanns Lagerstätte zur Nachtruhe an. Wie ganz anders und ruhiger schlief es sich da auf der Seegrasmatratze, unter der leichten Decke, als in der vorhergehenden Nacht im Anblick des Todtenschädels in der dumpfigen Zelle. Das laute Sprechen des Steuermanns und das Getöse, das die Matrosen bei ihrem Geschäft machten, konnten den Schlaf des müden Knaben nicht stören; er bemerkte nichts davon, daß sein heutiger Ruhestörer, der Hund, dessen bisheriges Nachtlager er einnahm, zu ihm hinauf sprang und sich traulich neben ihn hinschmiegte. Erst spät am andern Morgen erwachte er.

So wenig auch der Capitän, außer den Commandoworten, die er seinem Schiffsvolk zurief, und außer seinen kurzen Bemerkungen über Wind und Wetter, zu sprechen pflegte, so war er dennoch — und zwar dieses nur um so

mehr — ein Mann, der sich auf's Thun und Handeln verstand, und Beides gern zum Nutz und Dienst des Nächsten übte. Er hatte sich nun einmal des verlassenen Kindes angenommen und wollte dieses nicht halb thun. Aus dem Kleinen, das bemerkte er wohl, war nichts zu erfragen; das noch nicht fünfjährige Kind hatte ihm zwar seine Vaterstadt genannt, dabei aber nicht einmal den Namen seines Vaters, noch weniger dessen Stand auf eine dem Capitän zuverlässig scheinende Weise angeben können. Daß aber sein Vater dort oben auf dem Hügel, bei dem aus weiter Ferne erkennbaren Klostergebäude begraben sey, das hatte er mehrmalen auf eine Weise versichert, daß man seiner Aussage Glauben schenken mußte. Da nun ohnehin der widrige Wind das Schiff noch mehrere Tage im Haven zurückhielt, benutzte der Capitän diesen Aufschub treulich, um dort im Kloster nähere Nachricht über den Vater des Knaben einzuziehen. Er sendete einige seiner Leute, in Gesellschaft eines Mäklers aus Cadix, welcher für das Schiff allerhand Einkäufe besorgt hatte, hinauf zu den Mönchen.

Diese guten Leute aber wußten von dem Fremdling, dessen Leichnam sie mit solcher Freundlichkeit die letzte Pflicht erwiesen hatten, eben so wenig als der Capitän, denn sie trafen ihn nicht mehr am Leben, als sie, dem Kinde folgend, ihm zu Hülfe kommen wollten. In den Taschen des Verstorbenen hatten sie eine Brieftasche mit vielerlei Schreibereien gefunden, welche sie weder lesen noch verstehen konnten, weil dieselben mit Schriftzügen und in einer Sprache geschrieben waren, die Keiner von ihnen kannte. Jene Schreibereien, mit dem ganzen übrigen Nachlaß des Todten, bestehend in den Kleidern, die er getragen, und in dem wenigen Gelde, das man darin gefunden, übergaben die redlichen Ordensgeistlichen den Leuten des Capitäns. Dieser, als er den Inhalt der Brieftasche untersuchte, lernte jetzt freilich die Herkunft seines kleinen Pfleglings besser kennen als aus den kindischen Berichten desselben. Er erfuhr daraus, daß der Vater des Kindes jener nämliche Heinrich Ehrmann sey, mit welchem er früher selber zuweilen in Geschäftsverkehr gestanden war. Daß der Kleine wirk-

lich, so wie seine Aussage lautete, der Sohn jenes Kaufmannes sey, das gieng sowohl aus dem Reisepaß, als aus einem noch unvollendeten Brief des Verstorbenen an einen Freund in Bremen hervor. Dieser Brief, voll Hindeutungen auf manche der früheren Verirrungen, ließ auch den Capitän einen kleinen Blick in die äußeren Verhältnisse thun, in welche der vormals so reich und groß erscheinende Heinrich Ehrmann zuletzt gerathen war. Auch die Ansprüche auf ein Handelshaus in Cadix wurden durch mehrere der Papiere bestätigt; der Mäkler, den man über jenes Haus und seine Verhältnisse befragte, gab zur Befriedigung jener Ansprüche für die Zukunft nur wenig, für den gegenwärtigen Augenblick der Hemmung alles Verkehrs gar keine Hoffnung.

Der edelmüthige Capitän hatte nun für den armen Waisen, der ihm so unvermuthet und ungesucht zugelaufen war, Alles gethan, was für jetzt geschehen konnte. Der Gedanke, den Johannes Ehrmann späterhin öfters äusserte, wenn er diese Züge aus der Geschichte seiner Kindheit erzählte, — der Gedanke, daß

vielleicht der Edelmuth jenes wackern Seemanns eine Veranlassung könne gegeben haben zu dem Unfall, der ihn kurz hernach traf, hat allerdings etwas Betrübendes. Man möchte nur zu gern aus jeder edlen Handlung eines guten Menschen Folgen hervorgehen sehen, welche jener Handlung entsprächen; möchte den Lohn für jede gute That recht handgreiflich noch auf Erden kommen sehen. Und wenn nun vollends gar eine solche gute That Folgen nach sich zieht, die uns nicht als ein Glück, sondern als ein Unglück erscheinen, da wird man leicht irre und vergißt, daß Gottes beste und höchste Wohlthaten mehr auf das künftige, ewige Heil als auf das äußere, vergängliche Wohlbefinden eines Menschen gerichtet sind, und daß Seine Liebe zu diesen gar oft dann am höchsten sich kund gibt, wenn sie Trübsale sendet.

Mag es nun wirklich gegründet gewesen seyn, daß, wie man später in Triest sagte, die Schiffsleute, welche die Kleider und die übrige kleine Nachlassenschaft des verstorbenen Heinrich Ehrmann brachten, zugleich hiermit einen Ansteckungsstoff zur bösartigen Krankheit mit

sich in's Schiff trugen, oder war die Ansteckung durch andere, unabwehrbare Unvorsichtigkeiten der Seeleute, von denen mehrere ohne Wissen des Capitäns die Stadt besucht hatten, eingeschleppt worden, — so viel ist gewiß, daß wenige Tage nach der Abfahrt des Schiffes unter der Mannschaft desselben ein Fieber ausbrach, welches ganz den schlimmen Charakter jener Seuche trug, durch die Cadix verheert wurde, und die zu jener Zeit, wenn auch in etwas verschiedener Form, in mehreren Küstenstädten des südlichen Europas, namentlich in Genua, herrschte. Bedenklich war es immer, daß gerade einer von jenen Männern, welche der Capitän hinauf zum Kloster gesendet hatte, zuerst von der Krankheit befallen wurde, und noch ehe man Majorka, auf welches der Capitän zusteuerte, erreichen konnte, an derselben starb. Auf eine minder heftige Weise erkrankten bald nachher noch mehrere Andere. Der Schiffsarzt selber, der in seiner Kunst nicht unerfahren war, widerrieth es dem Capitän, nach Marseille zu segeln, weil in dem dortigen Pestspital, in welchem man würde auf längere

Zeit eingesperrt worden seyn, ein ähnliches bösartiges Fieber herrschte wie das, welches auf dem Schiff ausgebrochen war. Die schnelle Veränderung der Luft, bei einer günstigen Seefahrt, schien einen heilsameren Erfolg zu versprechen als der, wenn auch mit manchen Bequemlichkeiten versehene, strenge Gewahrsam in einem Quarantänehaus.

Der Capitän war gern mit dem Vorschlag des Arztes zufrieden, die Reise fortzusetzen, um so mehr, da ein Nachlaß der Krankheit auf seinem Schiffe einzutreten schien. Als jedoch jenseits Malta, im Jonischen Meere, eine langwierige Windstille kam, und den bisher so schnellen Fortgang der Fahrt hemmte, da regte sich mit diesem Ungemach zugleich auch die Krankheit wieder heftig; der Steuermann ward von ihr ergriffen und lag lebensgefährlich an ihr darnieder, einer der Matrosen starb daran. Auch bei der Wiederkehr eines günstigeren Windes ließ das Uebel nicht nach; jenseits der Nähe von Ancona erkrankte auch der wackere Capitän, vielleicht zum Theil in Folge der großen Anstrengungen, welche auf ihn gefallen

waren, seitdem er der Hülfe des Steuermanns und mehrerer seiner besten Seeleute entbehren mußte. Endlich landete das Schiff in Triest; seine Mannschaft mußte sich einer strengen Quarantäne unterwerfen; während der Dauer derselben starb der edle Capitän, der Steuermann kam von seinem langen Krankenlager wieder auf.

Der arme, kleine Johannes verstand noch kaum, daß ihm jetzt abermals ein väterlicher Versorger und Freund gestorben sey. Der Capitän hatte sich in der Zeit dieser letzten Drangsale nur wenig mit dem Kinde beschäftigen können, das bei günstigem Wetter den ganzen Tag auf dem Verdeck sich unterhielt und nach Kräften dem Küchenjungen bei seinen Arbeiten behülflich war, oder den Matrosen bei den ihrigen zusah. Dennoch hatte jener gute Mann selbst noch auf seinem Krankenlager Sorge dafür getragen, daß dem Knaben nichts abgehe. Jetzt aber, nach dem Tode seines Versorgers, war Johannes wieder ganz, wie die jungen Raben, welche schreiend nach Futter fliegen, der Vorsorge des himmlischen Vaters überlas-

sen, welcher ja der Trost und Pfleger aller Wittwen und Waisen ist. Und Dieser ließ es ihm freilich auch an nichts fehlen, sondern führte ihn mit wunderbarer Hand auf den Weg des zeitlichen wie des ewigen Glückes und Heiles.

So lange die Zeit der Quarantäne währte, ließen die Matrosen, welche bei all ihrer äussern Rohheit das wohlgezogene, sanfte, dabei äußerlich wohlgebildete Knäblein gerne hatten, es an ihren Mahlzeiten Theil nehmen. Als aber jetzt die ärztliche Haft vorüber war, da zerstreuten sich die noch mit dem Leben und mit leidlicher Gesundheit entronnenen Seeleute, der eine hierhin, der andere dorthin, ohne sich um Johannes zu bekümmern. Der Capitän war seit mehreren Jahren Wittwer und hatte keine Kinder, überhaupt keine sehr nahen Verwandten hinterlassen, weßhalb man glauben möchte, daß er gesonnen gewesen sey, den Waisenknaben, dessen er sich so freundlich angenommen hatte, in ein näheres Verhältniß mit sich zu setzen. Auch würde er gewiß noch vor seinem Tode für des Johannes Zukunft

einige Sorge getragen haben, wenn er überhaupt sein Ende für nahe gehalten, und wenn ihn nicht in seinen letzten Tagen die heftige Phantasie des Fiebers zu allen solchen Gedanken unfähig gemacht hätte. Die Erben nun, welche auf des Capitäns gesammte Verlassenschaft Anspruch machten, waren diesem edlen Mann am wenigsten in Rücksicht auf Gesinnung und Handlungsweise verwandt. Zwar hatte der Steuermann ihnen erzählt, daß der Verstorbene in Cadix ein armes Waisenkind zu sich genommen und während der Reise für dasselbe gesorgt habe; jene Leute aber ließen es sich nicht in den Sinn kommen, solche Wohlthätigkeit nachzuahmen oder fortzusetzen. Als sie, am Tage des Ausgangs der Quarantäne, die Koffer und Kisten des Verstorbenen in Empfang nahmen, thaten sie nicht, als bemerkten sie das Kind, und dieses, dem die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft noch so unbekannt waren, achtete auch seinerseits nicht auf die ihm fremden Leute, sondern, da es jetzt alle seine bisherigen Reisegefährten

fortgehen sah, lief es auch hinaus in die so lang entbehrte Freiheit.

Johannes erinnerte sich später, daß er habe dem Küchenjungen nachlaufen wollen, wie er aber diesen aus den Augen verloren habe und auf einmal in das Gedränge der Straßen hineingerathen sey, das wisse er nicht mehr. Wenn auch alle bisherigen Gefährten ihn verlassen hatten, so war doch einer treulich bei ihm geblieben und mit ihm gelaufen; dies war der Hund des Capitäns, jenes treue Thier, dem Johannes die erste Bekanntschaft mit seinem verstorbenen Wohlthäter verdankte. Sonderbarer Weise mußte dieser Hund bald nachher der Führer zu einer neuen, für den Knaben eben so wichtigen und noch folgenreicheren Bekanntschaft werden. In diesem Augenblick schon gewährte der zuthätige, thierische Begleiter dem verlassenen Kleinen einen Trost und eine Beruhigung, wie etwa dem Erwachsenen ein treuer, zuverlässiger Freund, wenn er einen grauenvollen, beschwerlichen Weg gehen muß. Denn diese Leute da, welche durch die belebten Straßen der ansehnlichen Handelsstadt hin und

her zogen, sprachen zwar meistens deutsch, sie Alle aber waren dem kleinen Johannes neu und fremd; Keiner achtete auf ihn, Keiner sprach mit ihm. Und doch hätte er es so gern gesehen, wenn eine der Frauen, welche an den Straßenecken Obst verkauften, oder einer der Bäcker ihn gefragt hätten, ob er hungrig sey und etwas essen wolle: denn er hatte den ganzen Tag noch nichts genossen, und jetzt, beim Anblick der vielen Eßwaaren, fühlte er einen gar heftigen Hunger. Bisher hatte der arme Knabe fast noch niemals Speise von Jemanden begehrt; so lange seine Eltern lebten, gaben ihm diese ungefordert, was er bedurfte; auf dem Schiffe warf ihm der Capitän, so lange dieser gesund war, gar oft, wenn er auf dem Verdeck an ihm vorbeigieng, eine Hand voll Datteln in sein Hütlein oder in seinen Schooß und nahm ihn jedesmal mit sich zur Mahlzeit; auch später war ihm immer, ohne daß er darum ansprach, das geworden, was er bedurfte. Er stellte sich deßhalb auch jetzt schweigend zu der Bude einer Obsthändlerin hin, welche die meisten und besten Früchte

zu verkaufen hatte, und harrte immer darauf, daß diese ihm, wie den andern Leuten, welche bei ihr kauften, etwas darbieten werde. Eine Frau, welche bei der Oebstlerin Einiges gekauft hatte, mochte die bittende, verlangende Miene des Kindes verstehen, vielleicht weil sie selber Mutter von Kindern war; sie reichte dem Kleinen aus ihrem Körbchen einige Birnen; er nahm sie freudig dankend und aß sie.

Johannes hatte kein Ziel, nach welchem er hingieng, und keinen Plan; denn wie konnte das unwissende Kind, das jetzt wie die Vögel unter dem Himmel bewußtlos von Gottes Erbarmung geführt ward, einen Plan haben? Er gieng deßhalb überall hin, wohin sein Hund gieng, welchen eben so wie seinen kleinen Herrn der Hunger peinigte, den die Stücklein der Birnen, die der gutmüthige Knabe ihm darbot, nicht stillen konnten. Nachdem die Beiden noch einige Zeit auf den Gassen der Stadt hin und her gelaufen waren, hatte der Hund auf einmal gefunden, was er suchte; die Thüre zu einem Salon, von welchem man eine freie Aussicht nach dem Meere hatte, war von einem

eben herausgehenden Gaste nur angelehnt worden, der kluge Hund that sie durch Kopf und Pfoten auf und rannte hinein; ihm folgte der kleine Johannes. Der Salon war das Nebengebäude von einem der größern Gasthäuser, die an der Nordostseite des Havens stehen; obgleich schon im December, war es heute in dem freilich milder gelegenen Triest ein so warmer, sonniger Tag, daß sich viele der Gäste, Einheimische wie Fremde, herausgesetzt hatten in den Gartensaal. Der Hund war gegen einen kleinen Tisch hingelaufen, an welchem zwei fremde Herren so eben zu Mittag speisten. Das arme Thier stand wedelnd bei ihnen, und neben den treuen Hund stellte sich auch der kleine Johannes hin, welcher schweigend bald das Brod auf dem Tische, bald die beiden Herren anblickte. Der hungernde Hund brach das Schweigen zuerst; mit einigen winselnden Klagetönen gab er sein Verlangen nach Speise zu erkennen. Der eine von den beiden Fremden, der ein gar gutes, freundliches Gesicht hatte, reichte dem Thier einige Bissen und bemerkte bei dieser Gelegenheit auch den kleinen

Knaben, der seitwärts von seinem Stuhle stand. „Gehört der Hund dir?" fragte er, und der Kleine, der die Frage nicht nach dem Sinne des Rechtes verstand, nickte bejahend. „Hast du auch Hunger?" fragte der freundliche Mann weiter; und als der Knabe auch dieses bejahte, reichte er ihm reichlich Fleisch und Brod, welches jedoch der Kleine brüderlich mit seinem Hunde theilte. Die beiden Herren setzten indeß ihr Gespräch, das sie vor und nach Tische beschäftigt hatte, eifrig fort; es war ein Gespräch von ernstem Inhalt. Der Marqueur trat jetzt mit dem Nachtisch herbei; er warf gar scheele Blicke auf den Kleinen und seinen Hund, und man konnte deutlich merken, daß ihn nur die Rücksicht gegen den vornehmen Herrn, der die Beiden mit Speise versehen hatte, davon abhielt, sie mit „Marsch, fort!" hinaus zu jagen. Der Herr bemerkte dieß, und fragte den Marqueur: „wem gehört de kleine hübsche Knabe?" — „Ich weiß das[r] nicht," sagte der unfreundliche Mensch, „er wird wohl aus der Vorstadt seyn, wo viel solches Volk beisammen wohnt." — „Der Knabe

ist nicht aus der Vorstadt," rief eine starke Baßstimme von einem der ferner stehenden Tische; „er ist weiter her als wir Alle; sein Vater war ein vormals reicher Kaufmann in Norddeutschland, liegt aber jetzt bei Cadix begraben." Sobald der Mann mit der Baßstimme zu sprechen anfieng, wendete sich Johannes mit fröhlichem Gesicht nach ihm hin; es war der Steuermann des Triestiner Schiffes, der so eben in den Salon gekommen war, um da seine Tasse Kaffee zu trinken und Tabak zu rauchen. Ein Mauthbeamter aus der Stadt, welcher nicht weit von dem kleinen Tische saß, an dem die beiden Herren speisten, und welcher den Steuermann zu kennen schien, fragte: „ist das nicht der Kleine, den der Capitän Gottfried, der vor 14 Tagen in der Quarantäne gestorben ist, mit aus Spanien gebracht hat? Ei sagt mir doch, wie ist denn der Capitän zu dem fremden Kinde gekommen?" Der Steuermann bejahte die Frage und erzählte Alles von der Geschichte des kleinen Johannes, was er von dem Capitän gehört hatte, nannte dabei auch den Namen und gewesenen Wohn=

ort des verstorbenen Heinrich Ehrmann. Als der fremde Herr diesen Namen hörte, stand er auf, trat näher hin zu dem Steuermann und erkundigte sich mit der gespanntesten Theilnahme um Alles genauer. „Ich kann es Ihnen noch gewisser machen," sagte der Steuermann; „ich darf mir nur die Papiere, die man bei dem verstorbenen Ehrmann gefunden hat, von den Erben meines Capitäns geben lassen. Die Leute wohnen nicht weit von da, in Zeit von einer Viertelstunde bin ich wieder hier." Der wackere Mann stand auf und gieng hinaus; der Hund und sein kleiner Begleiter liefen mit ihrem alten Bekannten. „Ihr bringt mir doch den Kleinen wieder?" rief der Fremde ihm nach. „Versteht sich," sagte der Steuermann, „den machen uns die jetzigen Erben des Capitäns nicht abspenstig."

Der Fremde trat jetzt wieder zu dem Freunde hin, mit welchem er gespeist hatte, und setzte sich bei ihm nieder. „Ich sprach vorhin", so redete er den Freund an, „von einer Vorsehung, die sich mit erbarmender Liebe jedes Einzelnen, auch des Kleinsten und Geringsten

annimmt. Sehen Sie abermals in der Geschichte des armen Knäbleins, dem ich so eben einige Bissen zu seiner Sättigung reichte, ein recht lebendiges Beispiel von jener großen Wahrheit. Hören Sie meine und des Kindes Geschichte mit wenig Worten. Gerade in diesem Monat sind es vierzig Jahre, da kam ich mit einigen elenden Landstreichern in das Haus des Großvaters jenes kleinen Waisen, eines gottesfürchtigen, mildthätigen Kaufmanns. Die Landstreicher hatten mich meinen Eltern, die an der böhmischen Gränze wohnten und Bergleute waren, geraubt, damit das Weib, welches bei ihnen war, auf mich hin das fremde Mitleid lenken und einträglicher betteln könnte. Der alte Christoph Ehrmann rettete mich aus jenen bösen Händen, pflegte, versorgte und erzog mich zu einem brauchbaren Bürger und, was mehr ist, zu einem durch That und Wahrheit gläubigen Christen. Erst nach vielen Jahren, durch eine Führung Gottes, deren Erzählung mich zu weit führen würde, fand ich meine lieben Eltern, denen ich nun auch noch vor ihrem Tode durch die guten Früchte Freude

machen konnte, welche ich im Zeitlichen wie im Ewigen meinem theuern, alten Pflegevater verdankte. Den Vater des kleinen Knaben, den Heinrich Ehrmann, habe ich auch persönlich gekannt, und später noch Manches von seinen Schicksalen gehört; doch vor Allem ist es der alte Großvater, dem ich in seinem Enkel noch dankbare Liebe erweisen möchte. Durch eben jene göttliche Erbarmung, welche des Verlassenen gedenkt, wird mir dieser kleine Enkel meines Christoph Ehrmann in einem Augenblicke zugeführt, da meine Hülfe ihm am nöthigsten war; und nur um eine Stunde später, dann wäre ich abgereist gewesen; ohne das Hereinkommen des Steuermanns und ohne die Aufschlüsse, welche derselbe über das Kind gab, hätte ich dieses von mir hinweggelassen — vielleicht mit einem Almosen — sonst aber so hülflos wie es war."

Während dieses Gespräches war der Steuermann wieder hereingetreten und in seiner Begleitung der kleine Johannes mit dem Hunde, so wie einer der Erben des Capitäns. „Der Mensch da", sprach der Steuermann, „wollte

den Hund, weil er dem Capitän gehört habe, behalten, der Kleine aber will nicht ohne das Thier fort, darum habe ich sie alle drei mitgebracht.“ Der fremde Herr fand sich alsbald mit dem eigennützigen Erben wegen des Hundes ab. Er streichelte den kleinen Johannes, nahm ihn auf seinen Schooß und sagte: „du und dein Hund, ihr dürft beide mit mir in der Kutsche fahren.“

Auf die hinterlassenen Papiere des Heinrich Ehrmann warf der Fremde nur einen flüchtigen Blick, und steckte sie, als Eigenthum des Kindes, zu sich. Der ehrliche Steuermann war sehr erfreut, daß nun für den kleinen Waisen so gut gesorgt sey, und nahm, als der Fremde abfuhr, mit Thränen von Johannes Abschied. Diesem aber war es sogleich bei dem fremden Manne recht heimathlich und wohl zu Muthe. Und warum hätte es ihm nicht so seyn sollen! Herr Mühlmann, ein angesehener, trefflicher Architekt, der erst vor wenigen Jahren in hohem Alter gestorben ist, hatte ein Herz, das ganz in der Liebe zu Gott und den Brüdern lebte; man darf von ihm

im ächten Sinne des Wortes sagen: er war so gut als ein Kind, darum schloß sich auch jedes gute Kind so leicht und gern an ihn an. Er kehrte jetzt von einer Reise nach Italien, die er im Auftrag seines Fürsten gemacht hatte, nach seinem Wohnort im südlichen Deutschland zurück. Gott hatte ihm in seiner übrigens glücklichen Ehe keine Kinder geschenkt. Mit desto innigerer Elternliebe nahmen dann er und seine gleichgesinnte Hausfrau sich der Erziehung des kleinen Johannes an. Und Gott ließ diese gelingen, der Knabe gedieh an Geist und Leib, zur Freude aller Guten. In ihm lebte ganz das Ebenbild des alten Großvaters, des Christoph Ehrmann, auf, an ungeheuchelter Gottesfurcht, Einfalt und Reinheit der Sitten. Es war, als hätte der gute Pflegevater jenes Erbtheil mit aus dem großväterlichen Hause genommen und für den Enkel aufbewahrt, dem er es in seiner christlichen Erziehung mittheilte.

Johannes Ehrmann hat sich dem Gelehrtenstand gewidmet und ist durch sein wohlangewendetes Talent eine Zierde seines Standes

geworden. Er lebt in derselben Stadt, in welcher sein Großvater, der alte, fromme Christoph, gewohnt hat, und in der die Schwestern seines Vaters mit ihren Männern ansässig waren, welche an diesem Neffen gar viel Freude und Ehre erlebt haben. Er hat später gar oft die Schicksale seiner Kindheit mit großer Rührung und inniger Dankbarkeit gegen Gott erzählt. „Sehet", so pflegte er seine Erzählung zu schließen „wie wunderbar die Mittel und Wege sind, die Gott zur Rettung Seiner Menschen wählt. Mir hat Er zwar nicht durch die Raben Speise bringen, sondern vielmehr durch einen Hund das Brod aus der Hand nehmen lassen; aber dieser Hund ist nun der treue Führer zu meinem väterlichen Freund und Erzieher, und durch diesen zu Christo dem HErrn, meinem Heil, meinem Trost im Leben wie im Sterben, gewesen."

Nachricht.

Die Zeitschrift, aus welcher diese Erzählung abgedruckt ist, erscheint seit 7 Jahren in gleichem Verlage (monatlich ein Heft zu 5 Bogen in 4. mit Abbildungen) unter dem Titel:

Jugendblätter. Monatschrift zur Förderung wahrer Bildung. Herausgegeben von Dr. C. G. Barth und L. Hänel. (Preis halbjährig 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr. rhein.)

und hat sich, wie kaum ein ähnliches Unternehmen, der zahlreichsten Beweise einer dankbaren Aufnahme von nah und fern zu erfreuen. Eine Anzeige in Gersdorfs Repertorium erklärt sie für „ein durchaus gemeinnütziges und wohlthätiges Werk, das jede andere derartige Erscheinung sowohl hinsichtlich des Gehalts als der höchst sauberen Ausstattung bei weitem hinter sich lasse, und dessen Kenntniß und Förderung Referent um so mehr zur Pflicht mache, als seine Anschaffung durch einen ungemein billigen Preis erleichtert sey."

Da ihr Plan Alles umfaßt, was jeden nach allgemeiner Bildung trachtenden Menschen interessiren muß, und die Mitarbeiter lauter Männer von erprobtem Talent und christlicher Gesinnung sind, so bieten die nun vorliegenden 14 Bände einen solchen nie veraltenden Schatz von gesundem, planmäßig belehrendem und unterhaltendem Lesestoff dar, daß sie unbedenklich als der Kern einer richtig angelegten Büchersammlung „für Volk und Jugend" gelten und zur weitesten Verbreitung empfohlen werden können. Von den drei ersten Bänden ist bereits eine neue verbesserte Auflage erschienen, die sie besonders zu einem nützlichen und erfreuenden Geschenk für junge Leute beiderlei Geschlechts in den wichtigen Jahren nach der Confirmation geeignet macht.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schubert, Gotthilf Heinrich <<von>>,

Der ungleiche Sohn und der gleichartige Enkel eine Erzählung

Stuttgart 1843

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 6373
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11262420-4